

1

Am Ende stehen wir vor einem bodentiefen Fenster in der Fastenklinik Buchinger Wilhelmi. Es riecht nach Schwimmbad und Schnapsschweiß. Das kann nicht nur der Restalkohol sein, wirklich widerliches Zeug stößt mein Körper aus. Interessiert hat die Frau am Klinikempfang vorhin eine Nase voll davon eingesogen wie Eltern die Duftnoten aus einer Windel. Mir ist schwindelig. Von meinem Geruch, der feuchten Wärme und wegen zu wenig Blutzucker. Und vielleicht hält sie mich deshalb fest. Meine Mutter – meine Hand ist in der Hand meiner Mutter, und das wäre ja schon seltsam genug.

»Gleich geht's los«, sagt sie, weil sie meistens das sagt, was man sowieso sieht.

Auf der anderen Seeseite verdunkelt Schatten die Uferlinie, und ein Wolkenmassiv schiebt sich über das Wasser hinaus und langsam auf uns zu.

»Mhmm«, mache ich und denke, dass wir so anscheinend kommunizieren.

Da zuckt ein Wetterleuchten und hält uns fest als Foto.

»Schau mal!«, sagt meine Mutter, und für eine Sekunde steht mir noch das Nachbild vor Augen: wir zwei vor den Spa-Becken, wie wir uns in der Scheibe spiegeln.

»Mhmm.« Seit Jahren geht das so.

»Tust du Zitrone ins Wasser?«, fragt meine Mutter jetzt.
»Trink mal bisschen Zitronensaft.«

Sie zeigt zu einer Wasserkaraffe auf einem Holztischchen, in der unnatürlich große Zitronenviertel schwimmen. Daneben liegen in einer Klangschale flache, glatte Energiesteine. Oder Klangsteine in einer Energieschale, was weiß ich.

»Komm, ich hol dir was«, sagt meine Mutter und will mich loslassen – »MUTTER! Bleib halt hier und schau dir deine Natur an.«

In unseren Bademänteln sehen wir weiter dem aufziehenden Gewitter zu, mit Sicherheit das heftigste in diesem Sommer. Der hart gewordene Stoff kratzt auf meiner Haut, und ich muss dran denken, wie in diesem blau-roten, verwaschenen Frotteeteil, das ich jetzt trage, früher der Körper meines Vaters steckte.

Draußen auf dem Bodensee ist kein Segel mehr zu sehen, kein Motorboot. Fast schwarz ist es, mit einem Lilastich, dabei zeigt die Uhr im Spa gerade mal zehn nach acht. »Es ist wichtiger, den Jahren mehr Leben zu geben als dem Leben mehr Jahre«, steht da unter der Uhr, und hinter dem Zitat: Curd Jürgens. Mir ist wahnsinnig schlecht. Ich muss die Augen zumachen.

Als ich sie wieder öffne, sehe ich unterhalb von uns im Klinikpark jemanden liegen. Ein halbnackter Mann liegt auf dem Rasen, Arme und Beine von sich gestreckt, wie ein X, und sogar von hier oben erkenne ich diesen asketischen Körper. Meine Mutter hat den Mann auf der Terrasse begrüßt, als er dort hellen Tee trank und sein Resthaar als strohfarbenedes Fähnchen hinter ihm im Nachmittagswind stand.

»Hallo«, sagte sie, wie sie zu jedem immer Hallo sagt. Sogar in Hamburg am Jungfernstieg grüßt sie die Leute. Und komischerweise grüßen fast alle nett zurück. Das tat auch der Mann auf der Klinikterrasse und lächelte leicht, mit dieser Meditationsmilde.

Genau der also liegt da unten im Gras. Seine geflexten Füße zeigen zum See, dann kommt ein Turnhöschen und dann der magere Oberkörper ein Stück weiter oben, weil der Park sanft abfällt. Auch am Ende des Sommers ist der Rasen noch dicht und wie eingefettet. Ein Tropfen ploppt gegen die Scheibe. Noch einer, fast horizontal läuft er über das Glas, so stark windet es. Unten hantiert der Mann jetzt an einem kastenförmigen Gerät herum, es sieht aus wie eine Boombox oder eine Art großer Weltempfänger.

»Mama. Mir ist schlecht.«

»Das sind die Giftstoffe.« Sie fühlt meine Stirn. »Das ganze Giftzeug muss raus. Komm, trink doch mal was.« Ihre Hand lässt meine los.

Mir ist heiß. Dann kalt. Das Gewitterpanorama verschwimmt. Ich zittere. Atme tief und langsam durch den Mund. *Denk an was Konkretes*, denke ich und denke: *Zitrone*. Danke, Mama. Wie subtil. Zitronensaft trinkt man beim Fasten, wenn man stinkt. Man kann sich auch mit einem Stück Zitrone direkt das Zahnfleisch einreiben, aber für so weit hält sie mich dann offenbar noch nicht. Und das Wichtigste ist ja, dass man überhaupt genug trinkt. Viel Wasser, natürlich Kräutertee, und einmal am Tag gibt's eine gute Gemüsebrühe und einen winzigen Löffel Honig, in einem feierlichen Minutenritual wird der dann gelutscht. Und das ist der Fehler. Das merke ich sofort. Der Honig – mir diese zähe Süße im Mund vorzustellen, das ist das Bisschen zu viel.

Dann kann ich gerade noch so denken: *Interessant. Seit wann folgen Wolken der Schwerkraft? Wo ist oben, wo unten – mache ich Handstand?* Und dann kommt ein unendlich langer Moment, in dem ich mich tatsächlich im Handstand sehe, geschüttelt von meiner Mutter an den Fußgelenken: Ich würgte, rang um Luft, aber das Ding blockierte meinen Hals, nur, weil ich wieder alles runtergeschlungen hatte, Käsebröte mit selbst gezogener Balkongurke als Pflicht-Topping – und so eine ganze Gurkenscheibe steckte plötzlich in meiner Luftröhre. Das war das einzige Mal, dass ich Todesangst kriegte, wirklich Panik, dass ich sterbe, und zwar in dem Augenblick, als ich die Scheibe in der Kehle spürte, *Mama* rief, und da kam nur Röcheln. Das war das Schlimmste, dass ich nichts äußern konnte. Doch meine Mutter begriff es sofort, sie sprang vom Tisch auf, riss mich hoch, umklammerte meinen Brustkorb, und als das nichts brachte, zerrte sie mich an den Füßen kopfüber in die Höhe und schüttelte mich mit irgendwelchen Kräften. Endlich fiel die nasse, unzerkaute Scheibe aus mir raus.

Wie kurz vorm Einschlafen blendet dieses Gefühl erschöpfter Dankbarkeit noch über in die Erinnerung an einen anderen Handstand, der lebenswichtig schien, den ich dann aber gar nicht gemacht habe, bloß machen wollte, in der Nacht vor der milchigen Doppeltür der Intensivstation, nachdem die Ärzte, die meinen Vater behandelten, das getan hatten, was man *die Maschinen abschalten* nennt. Und statt zu sagen: *Hast du sie noch alle*, fragte meine Mutter in dem leergeweinten Krankenhausflur ungelogen, ob sie mich hochziehen und meine Füße festhalten soll. Da habe ich verstanden, dass sie alles für mich tun würde und dass auf dem Kopf zu stehen, wenn alles falsch war, auch wieder fast stimmte. Und damit bin ich dann wirklich weg, weil ich vorm Fenster der Fastenklinik auf die Steinfliesen knalle.

2

Der Sommer begann in diesem Jahr noch früher als sonst. Schon Mitte Mai hing morgens, wenn ich wach wurde, die Sonne vorm Fenster und machte nostalgisch, als wäre das durchscheinende Hellblau im Fensterrahmen ein Desktop und das Gleifen mittendrin das Windows-Logo. Weit und leer lag der Sommer vor mir wie keiner mehr seit dem Abitur. Im Frühjahr hatte ich die Journalistenschule beendet und nun wenig zu tun. Ich schlief bis neun aus, blieb nach dem Aufwachen im Bett und scrollte durch alte Chats oder *Spiegel Online*. Der Wind bewegte die Vorhänge, von draußen kam gedämpft Kindergeschrei, *Papa, fang mich, du kriegst mich nicht, Papa, nein, das ist unfair, Papa!* Anscheinend waren Ferien.

In der Küche machte ich Kaffee und öffnete die Wetter-App: Sonne, Sonne, Sonne. Es gab noch keinen Stuhl, auf den man sich setzen konnte, auch keinen Tisch, denn die Wohnung war erst seit Kurzem meine, die erste eigene. Ein-einhalb Zimmer: ein Wohnzimmer mit Bücherregal und Schreibtisch und einem winzigen Balkon davor und, durch

einen Vorhang vom anderen Raum getrennt, ein höhlenartiges Schlafzimmer, kaum größer als das Bett. Mit der Kaffeetasse legte ich mich auf das Sofa der Vormieterin und aß aus einer Styroporbox eingedicktes Palak Paneer vom Abend oder aneinanderklebende Dumplings. Manchmal sprang draußen auf den Balkontisch zum gemeinsamen Frühstück ein Eichhörnchen mit einer weißen Handschuhpfote, das ich mit NicNac's angefüttert hatte. Wie es die Minihände vor das Gesicht hob, hatte das Tier etwas Betendes. Rein kam es nie, auch wenn die Tür meist offen stand, es wusste, wo seine Welt endete. In meiner Vorstellung wäre es auf der Türschwelle wirklich an eine Weltbarriere gestoßen, angelaufen gegen eine Wand aus solider Luft, wie man sie noch aus *The Elder Scrolls V: Skyrim* kennt.

Nach dem Frühstück duschte ich ungefähr drei Minuten warm und zehn Sekunden eiskalt. Sonderbar befriedigt hielt ich mir vorm Spiegel die Haare nach hinten und untersuchte den zurückweichenden Ansatz. Die Zahnbürste im Mund, drückte ich mir im Gesicht herum. So viel Zeit in der Sonne und an der frischen Luft hatte meine Haut verjüngt – ich bekam wieder Pickel. Keine von den Grützbeuteln aus der Pubertät, bloß schwarze Poren, aus denen ich mit perverser Lust Weißes quetschte. Wenn man davon absehen konnte, war das meiste okay: Die fehlende Jawline ließ sich mit dem Bart kaschieren, der Rücken war nur vereinzelt gesprenkelt von Aknenarben, überhaupt sah man dem Oberkörper die kurze Pumper-Phase an, auch wenn die Brust mit dem Bauchfett etwas abgesackt war und das Ganze auf dünnen Strichfigurenbeinen stand und da ja noch die Hobbitfüße waren. Aber alles in allem vielleicht eine 6.

An einem späten Vormittag fand ich eine Gutschrift auf meinem Girokonto: +5.127,84 Euro. Sie kam von einer Stiftung,

die mich während des Studiums finanziert hatte, im Betreff stand: Nachzahlung und eine Zahlenbuchstabenkombination. Ich wollte die Verwechslung melden, mit Sicherheit wartete jemand Bedürftigeres auf sein Stipendiegeld, doch nachdem ich den Kontostand ein paar Mal aktualisiert hatte, war ich an ihn schon so gewöhnt und fast überzeugt, das Geld würde wirklich mir gehören. Auch der MSCI World und die Dürr-Aktie standen gut. Ich konnte alles tun, den ganzen Sommer lang, was direkt in eine leichte Überforderung führte und zu Schuldgefühlen.

Amaka war die Einzige, die ich regelmäßig sah. Wir konnten uns von einer Dating-App, sie studierte Wirtschaftspsychologie und arbeitete nebenbei als Werkstudentin in der Personalentwicklung von Airbnb. Einmal die Woche schliefen wir miteinander, selten GV-mäßig, wir lagen da und machten es uns, während wir Händchen hielten. »Oh my god«, sie lachte, wenn sie kam oder so tat. Danach sagten wir nichts und kuschelten, ihr ebenmäßiger Rücken an meinem haarigen Bauch und dazwischen unser Schweißfilm. Das war der beste Part, aber das hätte ich ihr nie gesagt. In diesen Momenten stellte ich mir unsere Zukunft vor; und auch sonst steigerte ich mich immer wieder in Bilder von mir an der Seite anderer hinein – nicht bloß an Amakas, einfach an der Seite irgendeiner Frau. Einmal nach einem Date mit einer estnischen Biochemikerin hatte ich tagelang Trennungsbauchweh, weil wir in meinem Kopf den Teich schon ausgebaggert hatten auf unserem Grundstück im Baltikum, wo uns Mücken zerstechen und aus dem Räucherofen die Räucheraalschwaden qualmen würden und wir im Kreis unserer wunderschönen Bekannten gelegentlich Affären hätten, die den Thrill erhalten.

Amaka und ich lagen in meinem Bett, im Fenster der graurosa Nachthimmel, und vom Hafen klang das Tuten ein- und auslaufender Schiffe. Diesmal hielt sie mich im Arm, was ich mochte und nicht mochte, weil sie dann vielleicht die Narben sah.

»Hey«, flüsterte sie und küsste flüchtig mein Ohr. »Ich wollte ja für den Master nach Leipzig und habe davor ein Praktikum bekommen – nächste Woche ziehe ich um.«

»Oh, o-kay. Ich mein: cool.« Bewegungslos ließ ich mich festhalten.

»Ich melde mich, wenn ich mal wieder hier bin«, versprach sie, doch wir wussten beide, das würde nicht passieren.

3

In den nächsten Tagen fuhr ich oft allein an die Dove Elbe. Von einem Rekordsommer sprachen sie in den Nachrichten, aber der war ja praktisch jedes Jahr. Die Sonne und der Wind trockneten die Tropfen auf der Haut, die Mittagshitze schläuferte mich ein, und wenn ich nachmittags aufwachte, war mein Körper sonnengewärmt und alles unbeschwerter. Die Farben erschienen satter, als sei die Szene gerade neu entstanden. Später holte ich Pommes, noch später ein alkoholfreies Jever mit schwitzendem Flaschengrün – die Tage verliefen ineinander.

Bloß meine persönlichen Jahrestage sah ich vor mir aufragen wie Stelen: Zuerst der sechzigste Geburtstag meines Vaters, am 22. August, und genau einen Monat darauf würde ich fünf- undzwanzig werden. Und zwischen seinem und meinem Geburtstag stand der mächtige 7. September – oder war es doch der 6.? –, mit Sicherheit kann bis heute niemand wissen, wann mein Vater gestorben ist. Zehn Jahre wäre das her in diesem Sommer – spätestens danach sollte man auch das schlimmste

Ereignis einmal hinter sich gelassen haben, dachte ich, und es war ja nicht mal nur schlimm gewesen.

Die Erinnerung an diesen Countdown, oder ein schlechter Traum, muss dafür gesorgt haben, dass ich an einem Spätnachmittag auf dem Badehandtuch wach wurde und einen Augenblick in die tiefer stehende Sonne starrte, bis sich eine flau Ahnung in mir vollends ausbreitete. Ich hätte heulen können. Dann traf mich die ganze Bestürzung und ein Bruchteil danach die Erkenntnis. *Ich hatte Angst*. Panische Angst, alles genauso zu verpassen wie mein Vater. Abwesend war er nicht bloß in meinem Leben meist gewesen, manchmal schien es mir, als wäre er auch in seinem eigenen gar nicht dabei. Sein Tod besiegelte einen Pakt zwischen mir und ihm: Ich würde uns beide ausleben.

Aber er hatte mir auch seine Gefallsucht und seinen kleinbürgerlichen Aufstiegsantrieb weitergegeben, und das bedeutete dann halt doch, dass ich immer wieder zu Sicherheitsmaßnahmen neigte und nie ganz das tat, was ich eigentlich wollte. Ich hatte schreiben wollen – und mich an einer Journalistenschule beworben, weil man ja von etwas leben musste. Nun wäre als Nächstes ein halbfester Redaktionsjob dran – mit morgens neu aufgelegtem Optimismus und Knockout-Kantinenessen ab 11.30 Uhr –, ohne dass ich mich je gefragt hatte, ob ich diesen Job mochte.

Plötzlich war es so, wie wenn man tagelang selbstverständlich seine Umgebung wahrnimmt, bis man auf einmal merkt, dass man ja auch noch seine eigene Nase im Blickfeld hat, und ab da gelingt es nicht mehr, sie zu übersehen. Ich versuchte, mich auf die Rufe vom Volleyballfeld zu konzentrieren, den Geruch der Sonnencreme, auf den kalkweißen Vater, der einen Kinderwagen hinter sich durch den Sand zerrte und der sein Kind, das nackt war bis auf ein Käppi mit Schirm vorn

und hinten im Nacken, sehr fest an der Hand hielt. Doch ich konnte nur immerzu dran denken: *So darf es nicht weitergehen*. Bald wäre ich fünfundzwanzig und damit halb so alt wie er bei seinem Tod. *Have a life*.

Ich hörte lautes Pochen. Es war mein Herzschlag, der mir in den Ohren dröhnte. Neben mir standen zwei hochgeschossene Teenager von ihren Handtüchern auf, ein paar Sekunden sah ich ihnen hinterher, wie sie so tapsig über die Wiese gingen, als hätten sie sich noch nicht an ihre Körper gewöhnt. Dann drückte auch ich mich hoch und lief ihnen nach ins Wasser.

Auf dem Heimweg in der S-Bahn zoomte ich mit zwei Fingern auf dem fettfleckigen Handydisplay in den Maps-Ausschnitt der Fußgängerzone und verschob ihn zu der Stelle, wo die Kanzlei gewesen sein musste. Heute war dort ein Kosmetikstudio.

Zu Hause machte ich mir einen Gin Tonic mit klackernen Eiswürfeln. Aus dem untersten Regalfach zog ich eine Plastiktüte hervor und stellte sie auf den Couchtisch. Es war nicht viel drin: ein klebriger Parfümflakon *Drakkar Noir*, ein Briefmarkenalbum, einige Klarsichthüllen mit anwaltlichen Schreiben, ein in rotes Leder gebundenes Fotoalbum, auf dessen Umschlag golden die Buchstaben *CRA* schimmerten, seine Uhr, deren viel zu weites Armband nicht mehr nach ihm, seinen fleischigen Handgelenken, roch, sondern bloß noch nach Leder, lose dazwischen ein Foto.

Das Hochglanzpapier bog sich mir zwischen Daumen und Ringfinger entgegen. Im Hintergrund ein an die Wand geschobenes Handballtor, davor dunkle Jacketts, bunte Kleider und vom Kauen verzerrte Gesichter. Ganz vorn am Tisch: wir zwei. Mein Vater in seinem senfgelben Anzug – mittlerweile,

stellte ich fest, imponierte mir so viel Normabweichung sogar ein bisschen –, sein knallroter Kopf und die glänzende, kahle Stirn; mit einer Patschehand schirmt er die Augen gegen den Blitz ab, die andere, in der Bewegung verwischte Hand führt ein Glas Cola zum Mund. Auch vor mir steht ein Cola-Glas, aber mit Tomatensaft gefüllt. Meine Haut ist sanft gebräunt, vom Fußballplatz und vom Freibad, jedenfalls der eine spinnendünne Arm von mir, den man sieht. Am Oberarm ist ein hellerer Streifen, als seien die Gliedmaßen erst gerade ein Stückchen aus dem Ärmel rausgewachsen. Über den Kopf habe ich mir einen beigen Schal meiner Mutter geworfen. Ich versteckt unter dem Schal, mein Vater mit der Hand vor seinen Augen – beide hatten wir einen der Kindertricks angewandt, um unsichtbar zu werden. Das war unser letztes gemeinsames Foto.

Warum musste er einen auch immer so blamieren. Dieser Anzug. Seine Rührung, besonders wenn es um wichtige Ereignisse im Leben seiner Kinder ging wie Einschulung und Abiball, genau entgegengesetzt zur Nullteilnahme an den dreizehn Jahren Schulalltag dazwischen. Er wusste ja selbst, dass er mir peinlich war – *normal in dem Alter*, das hatte er mal gesagt, als wir in seinem Mercedes saßen, ein Stoß Akten im Fußraum zwischen meinen Turnschuhen, auf der Mittelkonsole Kassenzettel, Münzen und knisterndes Silberpapier, hinten am Haltegriff Hemden zum Auslüften. Normal, dass man sich während der Pubertät für den eigenen Vater schämt, das hätten ihm auch seine Freunde bestätigt. Womit er ja zugleich sagte, dass ihn mein Verhalten so verunsichert haben musste, dass er seinen wenigen Freunden davon erzählt hatte.

Mittelfinger der Schicksalsfee: dass er starb, als er mich gerade zu interessieren begann und für mich eine Person wurde

mit einem eigenen Leben, das ich nicht kannte. Mein Kaumvater, dessen Nebenrolle mir endlich halbwegs akzeptabel vorkam, dieser Mann brachte genau dann den Move, plötzlich für immer weg zu sein.

Das gab ihm schlagartig eine Präsenz, die er im Leben nicht gehabt hatte, und eine Überlebensgröße. Er wurde der Held jeder Serie; ihn sah ich in Walter White, der sich für seine Familie zerstörte, und damit seine Familie, am allermeisten aber in Tony Soprano, dessen stolzer Bauch einem selbst über den Bildschirm immer etwas zu nahe rückte und der jedes Mal wieder in umso tiefere Zerknirschtheit fiel, je genüsslicher er die eigenen Exzesse auskostet hatte. Auf meiner Abifeier, zu der mein Vater nicht mehr kam, war er da und natürlich an allen Geburtstagen; ein blödes Wort, und er taucht bei einem Date auf, *guten Abend, angenehm die Dame, ich bin der Vater – Alter, PAPA*, doch er bleibt da, hört zu, wenn es um Elternberufe geht oder Scheidungskinder oder nur um ein Pro-Contra duschen vs. baden, er ist da, juckend wie ein angeklebter Sigmund-Freud-Bart, sorry not sorry: *Mein Sohn, hier bin ich*.

4

Der Abiball meiner Schwester war an einem dieser Juliabende, die nicht abkühlen. In der Mehrzweckhalle ihres Gymnasiums, unter den an die Decke gezogenen Turnringen, mischte sich der Geruch von Umkleide mit dem Aroma aus Hunderten Achseln. Regungslos saß meine Mutter da, den niedrigen Klassenzimmerstuhl hatte sie zur Bühne gedreht. Das Profil betonte die Huckelnase ihrer Familie – ihre Nase, meine Nase –, und ihren Standardgesichtsausdruck: Augenbrauen leicht hochgezogen, feine Runzelwellen auf der Stirn. In der ganzen Halle waren nur an unserem Tisch Plätze frei geblieben. Laut Programmheft war, nach der musikalischen Eröffnung der Bläserklasse und dem Einlauf der Abiturienten, das Grußwort des Rektors dran. Der Rektor war eine Rektorin. *All die Krisen auf der Welt, da braucht es dringend gut ausgebildete, hoffnungsvolle junge Menschen, besonders in Zeiten von ...* Insgesamt gab es neun Programmpunkte.

Auf unserem Tisch, zwei aneinandergeschobene Pulte mit einer hellgrünen Serviette drauf, stand ein Schälchen

Erdnussflips. Kurz wollte ich ein paar nehmen, aber dann dachte ich, dass ich doch nicht wollte. *Iih, das ist ja schlimmer als Styropor. Und die schmecken dir? Nachher hast du wieder Bauchweh.* Dreizehn Jahre in ihrem Bioland, vom ersten Tropfen Demeter-Muttermilch bis zum letzten Grünkernküchlein an diesem Mittag, und die Ernährungserziehung meiner Mutter hatte meine Impulse fest im Griff.

Links außen in der ersten Reihe vor der Bühne saß meine Schwester Madeleine. In ihrem Nacken lösten sich dunkelblonde Lockenröllchen aus der Hochsteckfrisur, eingedreht wie das abgeschabte Fleisch im Dönerladen. Dort ging ich sicherheits halber in letzter Zeit trotz der mahnenden Stimme in mir öfter hin. *Wachstum*, ich musste wachsen und Hauptsache größer werden als mein Vater. Mein Blick glitt durch den Raum, weg von der Bühne, über das träge Gesichtermeer, bis nach hinten zu den Tischen mit den silbernen Warmhalteschalen des Buffets. An der holzvertäfelten Turnhallentür blieb ich hängen: Hilflos suchend ragte daraus sein Kopf in die Halle. Ich schaute schnell nach vorn, wo die Rektorin ihr Manuskript auf dem Redepult kantete, aber als ich noch mal zur Seite schielte, verhakten sich unsere Blicke. Mein Vater hob die Hand – sie steckte im gelben, karierten Ärmel eines Flanellanzugs. Im ersten Moment tat ich so, als ob ich ihn nicht erkannte. Strafe fürs Zuspätkommen, Strafe fürs Kommen und ganz besonders fürs Kommen in diesem Anzug. Gelb. Kariert. *Flanell*. Wie konnte ein Mensch zielsicher einen Anzug mit drei Eigenschaften erwischen, von denen immer mindestens je zwei nicht auf ein Kleidungsstück zutreffen sollten? Im Applaus für die Rektorin legte ich meiner Mutter das Programmheft in den Schoß und lief gebückt im Gang zwischen den Tischen zur Tür.

Im Dämmerlicht des Eingangsbereichs standen mein Vater und seine Mutter, als wären sie aus der Kutsche eines

russischen Romans gestiegen. Ein Kleinwüchsiger und sein Mütterchen. Von unten schaute meine Oma aus schlierigen Augen zu mir. Das hutzelige Köpfchen geneigt, schien sie sich anzustrengen, den jungen Mann zu erkennen. War das ein Nachbar? Ihr Gustav? Plötzlich grinste sie und zeigte das gelbeingefasste Gebiss. »Ei, ei«, kam es begeistert aus ihrem Mund.

»Mama, du weißt doch, wer das ist.«

Mein Vater hatte sie fest untergehakt. Wir drei waren genau gleich klein. Wobei – vielleicht war ich seit unserem letzten Treffen ein paar Zentimeter über ihn hinausgewachsen. Seine Halbglatze hatte keine Chance gegen die feuchte Hitze, die Perücke meiner Oma saß schief. Mitleid stieg in mir auf und verwandelte sich sofort in Wut.

»Bringst du die Post?«, fragte ich und strich ihm ein paar Schuppen von der Anzugbrust.

»Pass nur auf«, sagte er und schob mit der freien Hand die Brille hoch. Er hatte die gleiche tränenförmige Brille mit Goldrand wie mein Sportlehrer, aber ich hatte ewig gebraucht zu verstehen, warum der mich an meinen Vater erinnerte. Beim Sportlehrer hatte die Brille etwas Kühnes, es war wirklich eine Pilotenbrille. Meinem Vater rutschte sie ständig auf die Nasenspitze.

»Omi hatte ein Malheur«, sagte er. »Hältst du mal?« Er drückte mir ihre Tasche an die Brust, einen unförmigen Beutel aus dem Weltladen mit Buntlederflicken, aus dem es nach Feuchttüchern roch.

»Vergiss es. Das nehm ich nicht.« Ich zeigte ihm meine Handflächen, als bedrohe er mich.

»Mein Gott! Hier ist kein Mensch.«

»Ich muss wieder rein. Und Papa, drinnen ist es ziemlich heiß, wegen Omi – weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist.«

Doch sie schlurften schon im Rollatortempo davon, mein Vater hob die Hand, in der er den Lederbeutel hielt, mit der anderen schob und zog er seine Mutter in Richtung der Damentoiletten. In der Flucht des Turnhallenflurs wurden sie noch kleiner.

Das war im Sommer 2008 – Fußball-EM, und ich hatte meine erste Freundin. Endlich würde ich erwachsen werden und der Überfürsorge meiner Mutter mit ihren Bio-pausenbrotten und Vokabelabfragen entkommen. Milli hatte einen Nasenstecker und war die Klassendrittbeste in der 7b, weil sie einmal sitzen geblieben war und bloß der Reli-Referendar manchmal seine Arbeitsblätter wechselte. Auf Platz zwei kam ich und dann ein langer Abstand bis zur uneinholbaren,obbyartigen Joana Andric, durch deren venendurchzogene Elfenohren in der ersten Reihe die Sonne schien, während sie monoton aus dem Lateinbuch die Abenteuer des Brutus Flavius übersetzte, dem auf dem Weg übers Forum Romanum tragischerweise ein Eimer Wasser runterfällt.

Ich war ein bisschen verliebt in Joana Andric, wie sie zwei Reihen vor mir saß, selbst dann mit gesenktem Kopf, wenn mal kein Buch vor ihr lag. Aber es war mir immer ein Rätsel, wie man so etwas sagt. Milli konnte es, und sie hatte schon richtige Brüste in derselben Skischanzenform wie ihre Nase und noch einen zweiten Glitzerstecker im Bauchnabel. Dass ich diese Fakten über sie wusste, zeigt ja, wie gut es zwischen uns lief.

»Gut, danke«, sagte ich dann auch, wenn mein Vater mich heimfuhr und ganz beiläufig fragte, *was die Damenwelt machte*.

»Und, weiter?«

Vorsichtig wie ein Rentner, der über den Zebrastreifen geht, bog er in unsere Straße ein. Erst vor Kurzem hatte ich in meinen Carhartt-Geldbeutel hinters Münzfach ein Kondom geschoben, eine fleischfarbene Naturkautschukpelle aus der Pappschachtel meiner Mutter weit hinten im Badschrank.

»Was weiter?«

»Tz«, schnalzte er. »Sei nicht so ein Arschloch.«

Dann sagten wir nichts mehr, bis er vor unserer Wohnung hielt. Bevor ich zu meiner Mutter und meiner Schwester hochging, fragte er immer noch, ob ich genug Taschengeld kriegte. Ich sagte ja, und er gab mir zwanzig Euro. Trotzig nahm ich den Schein. War ja wohl das Mindeste.

Es war ein Sommer stolz-verschämter Pausenhofküsse, ein Sommer vager Geilheit, Millis Nasenstecker rieb über meine Wange, wo Flaum aus dem Haaransatz wuchs, und ich dachte dran, wie wir ganz andere Sachen machten. Einmal lagen wir in meinem Neunzig-Zentimeter-Kinderbett, knutschten rum und holten Luft, bis wir merkten, dass wir uns nichts zu sagen hatten. Dann knutschten wir weiter. Irgendwann tastete ich auf dem Nachttisch nach meinem Handy, als Milli sagte: »Vielleicht in der Hose.« Reflexartig legte ich meine Hand auf den Jeansstoff meiner über Wochen erbettelten Karl-Kani-Baggy. Milli schaute mich an und grinste. »Na?« Ich schaute weg und sagte: »Nein.«

Getrennt waren sie schon ewig, doch in dem Sommer ließen meine Eltern sich scheiden. Ich bekam es hauptsächlich mit, weil mein Vater bei einer unserer Vater-Sohn-Ausfahrten in ein Restaurant mit offizieller Notargeste feststellte, dass ich jetzt der Mann in der Familie sei.

»I. O., Vadder.«

»Was?«

»Ist klar. In Ordnung. I. O.«

»Ist das eure Jugendsprache?«

»Genau.«

»Bürschchen, mach dich nur lustig, aber ich bin immer noch dein Vater.«

»Also, Bürschchen ist schon länger keine Jugendsprache mehr.«

Bis dahin, als ich rüber in seine wässrigen Augen sah, hatte ich nicht gewusst, dass ihn die Scheidung dermaßen traf. Sie änderte doch nichts an unserem eingespielten Modell; es gab uns, und es gab ihn. Aber offenbar war da in seinem Wunschenken noch ein Wir.

Und in der heißesten Nacht des Sommers hatte meine Superschwester ihren Abiball. Alle machten eine Riesensache aus ihrem Abi, die allergrößte natürlich mein Vater. *Meine Tochter. Das kann nicht sein.* Er fing fast an zu heulen, wenn er über seine 1,0-Tochter sprach. Wobei 1,0 – es war viel besser: 0,7. »Ich hab's ausgerechnet«, sagte er zittrig. Was nicht die Leistung war, weil sie einfach überall fünfzehn Punkte hatte.

Was wir gemeinsam haben:

Grüne Augen

Mamasöhne

Wir lutschen Fisherman's Friend, er Pfefferminz, ich Kirsche.

Wir liegen zu viel in der Badewanne.

Wir geben mehr aus, als wir haben.

Uns ist nie kalt.

5

Für jedes Haar, das im Abfluss hängt, google ich: haartransplantation istanbul. Mein Vater sah am Ende aus, als hätte sein Ego kapituliert. Nichts passte ihm mehr, die Hosenbeine waren hochgekrempt, das Hemd spannte, zwischen den Knöpfen ein Schlitz haariger Bauch. Nicht die Kleidung, er war unpassend, sein Körper von knapp einem Meter sechzig und gut neunzig Kilogramm. Ja, klein war er immer gewesen, das konnte er auch in der Zeit nicht verbergen, als er noch weniger dick war, die Hemden gebügelt aus der Reinigung kamen und er seine Hosen von der Schneiderin kürzen ließ. Richtig klein machten ihn allerdings erst seine ständigen Witze darüber, *zehn Zentimeter bis zum Behindertenausweis* und so weiter. Dabei gab ihm das, was er für das Defizit seines Lebens hielt, auch eine Aura der Güte, als hätte er seine Größe verschenkt. Leider nur wenig davon an mich.

Irgendwann las ich nach, welchen Anteil der Persönlichkeit die Gene bestimmen. Circa die Hälfte, stand auf dem Screen

vor mir – *nur?*, dachte ich. Allerhöchstens ein Viertel von ihm war ich, und der viel größere Teil Möglichkeit, meine Kettensäge an den vergitterten DNA-Doppelsträngen. Und da hatte ich noch nicht mal von Epigenetik gehört.

Ich will ihn in mir finden, aber immer, wenn ich etwas zu erkennen glaube, erschreckt es mich, und ich rede mir schnell ein, das doch nicht zu haben, oder nicht *so* schlimm. Da ist seine Nachgiebigkeit, die Konfliktscheue. Da ist die alles verzehrende Sorge, was andere denken könnten, der Sauron-Blick auf uns aus hundert Augen, Kontrollverlust ist da undenkbar – ja, wir bilden uns sogar insgeheim viel ein auf unsere perfekte Kontrolliertheit. Und tief drinnen sitzt die wärmende Gewissheit, der Mittelpunkt einer Welt zu sein, die ungerecht zu uns gewesen ist und uns noch was schuldet.

Habe ich all das an ihm beobachtet und mir strebsam wie immer angeeignet? Und das, obwohl ich ihn kaum je länger als ein paar Stunden am Stück sah?

Bis zur Trennung meiner Eltern, kurz bevor ich eingeschult wurde, waren wir eine dieser Kleinfamilien mit mütterlichem Innenraum und einem Vater, der gelegentlich von draußen reinkam. Er musste arbeiten, für uns – das Versorgermodell war im Dorf unverdächtiger Standard –, immer arbeiten, irgendwie auch für die deutsche Wirtschaft, die anscheinend am Boden lag und ein kranker Mann war: Agenda-Zeit, und natürlich leistete mein Vater als ordentlicher Bürger seinen Anteil. Dass er noch später heimkam als die Väter meiner Freunde oder gleich im Büro schlief, wussten ja nur wir.

Und dann, so unvorhergesehen für ihn wie bald danach auch für den Macherkanzler, übernahm bei uns eine Frau komplett die Verantwortung. Mein Vater konnte *diese Undankbarkeit*, nachdem er sich doch jahrelang abgeplagt hatte,

nicht fassen. Er war raus, und wir waren jetzt unser kleines Matriarchat mit der allmächtigen Alleinerziehenden und der großen Schwester als ihrer Stellvertreterin.

Aber bis dahin, solange er noch formal in einem Haus mit uns wohnte, wünschte ich mir nichts mehr, als dass wir eine Familie blieben, aus Mutter, Vater, Tochter, Sohn.

Ein Abendessen in dieser Zeit, ausnahmsweise zu viert:

»Papa, können wir ein Arschgeigenbrot machen?«

»Haben wir Quark?«

»Mama, Arschgeige darf man nicht sagen, oder?«

»Schau halt im Kühlschrank.«

Er nahm eine Scheibe Brot aus dem Korb und strich mit der Sorgfalt des Lindt-Chocolatiers Butter bis ins letzte Eck. An der Brotkante streifte er das Messer ab und tauchte es in die Plastikschaale, eine Schicht Quark bedeckte die gelbe Butter. Die Zungenspitze im Mundwinkel, ritzte mein Vater mit dem Oval des Teelöffels ein Gesicht ins Weiß, Mund, Augen, drei Haare. Den Löffel abschlecken, ins Marmeladenglas tauchen (*»Michael!«*) und Marmelade in die Quarkfurchen tropfen lassen – fertig: ein roter Smiley auf weißem Grund.

Was machte es zum Arschgeigenbrot? Uneinigkeit zwischen meiner Schwester und mir. Sie glaubt, das Fantasiegesicht hatte die Form einer Geige. Ich glaube, das Gesicht war ein normaler Smiley, rund und schlicht. Eigentlich waren ja fast alle Leute für ihn Arschgeigen.

Unsere Mutter hasste es, wie er uns am Esstisch seine Ansichten vermittelte, wenn er mal da war, sie hasste, dass ich ihn nachmachte, wenn er es nicht war, *schau, Mama, ein Arschgeigenbrot*. Das Fette und Derbe, Ältliche und zugleich Kindliche, wie viel von ihm ist dieses Brot. Auch seine Herkunft strich er uns aufs Butterbrot, in der Küche im Haus seiner Eltern, wo es Quark mit Marmelade zum Nachtmahl gab.

Meist verschwand er schnell wieder in seiner Kanzlei, doch sein Schatten hing über unserem Zuhause, in dem er fast sein ganzes Leben verbracht hatte, wie in seinem Mercedes der Geruch aus Lederjacke, *Drakkar Noir* und Männertal. Als mein Vater sechzehn gewesen war, hatte sein Vater – ein Optiker mit mehreren Patenten auf UV-Licht reduzierende Gläser, die ihm leider keinen Pfennig eingebracht hatten, dafür aber lebenslang Bitterkeit und einen Platz am Sozi-Stammtisch – einen Schlaganfall, der ihn halbseitig lähmte und ein bisschen bösartig machte. Was, wenn mein Vater damals nicht vorgezogen den Führerschein gemacht hätte, um den Kranken zum Arzt und seine Mutter, die selbst nicht fahren konnte und es auch nicht können wollte, zum Einkaufen zu chauffieren? Was, wenn seine neun Jahre ältere Halbschwester Petra, die Tochter ihres Vaters aus erster Ehe, eingesprungen wäre oder wenn seine Eltern sich weder auf sie noch auf ihn so gestützt hätten? Wer wäre er dann geworden?

Aber ich glaube nicht, dass er es anders wollte, wahrscheinlich gefiel er sich als Mann im Haus. Mit Sicherheit gefiel es meiner Großmutter, einen Mann, mit dem sie sprechen konnte, im Haus zu haben. In dieser Rolle blieb er dann der ewige Sohn. Er fuhr seine Eltern herum, studierte Jura in der nächsten Unistadt, überredete meine Mutter, mit ihm zurück in die Einliegerwohnung im Elternhaus zu ziehen, in der meine Schwester und ich dann aufwuchsen. Zeigte mir meine Großmutter Kinderbilder von ihm und driftete mein Blick über die Seiten des Fotoalbums hinaus und fiel auf den fast unveränderten Garten, dann sah ich auf dem Rasen ihn, einen blonden, unbeschwerten Nivea-Jungen. Und mich in ihm.

Unser Haus war das letzte in der Straße, dahinter begann der Wald. Meine Oma musste bloß ans Ende ihres Gemüse-

gartens gehen, wenn sie wieder ein Essiggurkenglas voller Schnecken mit kochendem Wasser begossen hatte, um die trübe Brühe und das Dunklere, was darin trieb, an die ersten Bäume zu schütten. Still stand ich vor der Küchenplatte neben ihr und sah zu, wie sie noch im Bademantel den Strahl des Teekochers auf die sich krümmenden Schnecken hielt und gleichzeitig mit der anderen Hand Frühstücksquark löffelte. Und dabei genauso fröhlich war wie beim Jäten zwischen den strammen Zweierreihen ihrer Sträucher. Sie und mein Großvater wohnten unten, wir vier im ersten Stock, über uns war das dämmrige Dachgeschoss, auf dem Aktenstöße lagerten, Paletten mit Baumaterial und Reihen eingestaubter Kleidersäcke. Dieses Schattenreich zu erkunden, war ein wenig so, wie allein im Raum zu sein mit meinem Opa, der unten in seinem Sessel vor sich hin brabbelte: unheimlich, auf eine mich gut gruselige Art.

In einem Eck des Gartens lagen unter einem Holzkreuz die Überreste von Cora. Mein Vater sprach von ihr wie von einer Jugendliebe. Fünfzehn war er gewesen, als er sie bekommen hatte, eine rotbraune Setter-Hündin, die bald, ihre Pfoten auf den Gartenzaun oder seine Schultern gestützt, so groß war wie er. Ein ganzes Album hat er mit seinem »Fotomodell« gefüllt, seinem »Sunshinebaby«. Die ersten Fotos hatte sein Vater noch vor dem Schlaganfall in Schwarz-Weiß geschossen, später fotografierte mein Vater selbst und in Farbe. Auf den roten Ledereinband des Albums hat er die Buchstaben *CORA* geklebt, das O aus Goldfolie ist irgendwann abgefallen. *CRA*, eine Lovestory, das ist von seiner Zeit als Teenager geblieben: verblässende Bilder einer Hündin, auf denen manchmal auch mein Vater, Petra oder meine Großmutter zu sehen sind, nie aber ein Mitschüler oder eine Freundin.

Nach all den rennenden, hechelnden, schlafenden, Sitz machenden Coras klebt ein Profelfoto von ihr auf der letzten Seite, von unten aufgenommen, sodass Cora staatslenkerinnenhaft in eine unsichtbare Ferne blickt. Darunter steht in der Kinderschreibschrift meines Vaters ein Zitat aus dem Siebzigerjahre-Hit *Seasons in the Sun* von Terry Jacks, mit dem sich der kanadische Sänger von einem zu früh gestorbenen Freund verabschiedete: »You gave me love and helped me find the sun, in the time when I was down.«

6

»Warum willst du das wissen?«, fragte meine Mutter.

»Einfach so.«

Im Hof sauste das Eichhörnchen auf den überquellenden Mülltonnen herum – mit plötzlichen Stopps, als müsste man es neu aufziehen. Der Gestank vergorener Abfälle stieg bis zu mir auf den Balkon. Es war Samstagabend, aber noch immer warm. Mein wöchentlicher Hallo-Mama-Anruf.

»Das ist dreißig, ach Gott, fast schon fünfunddreißig Jahre her. Ich fang an zu vergessen, wie das alles genau war.«

»Muss ja nicht genau sein, einfach ungefähr.«

»Am Anfang hat er so viele Briefe geschrieben. Dein Vater konnte sich sehr gut ausdrücken. Ganz präzise. Und vor Gericht seine Reden, hochverehrte Vorsitzende und so weiter. Selbst seine Mahnungen, das waren Kunstwerke.«

»Liebesbriefe hat er dir geschrieben, meinst du?«

»Ich weiß nicht mehr, was da alles drinstand. Irgendwann hab ich sie weggeworfen, ein ganzer Schuhkarton voll war das.«